

J. F.

Den Geist der Armut leben

Bei der Vorbereitung dieses Heftes haben wir u. a. auch einen uns bekannten Pfarrer gebeten, davon zu berichten, wie er sich als Pfarrer bemüht, seinen Mitchristen mit Wort und Beispiel den Blick für den Geist der Armut zu öffnen. (Wir wissen, daß er selbst aus diesem Geist lebt.) Der Angefragte erteilte uns aber eine Absage: Er sehe sich nicht mehr in der Lage, etwas Gescheites oder nur Richtiges über den Zugang zum Geist der Armut von sich zu geben; er habe sich sozusagen aus der Mannschaft der kämpfenden Kirche verabschiedet. Er meinte, die Leser von Diakonia können ja selber sehen: Gibt es arme Leute dort, wo sie leben? Dann können sie etwas tun.

In einem dreiseitigen Brief erzählte er aber sehr konkret, wie es ihm geht und was er macht – er beschreibt also ziemlich genau das, worum wir ihn gebeten haben. Ich habe ihn dann darauf aufmerksam gemacht und gebeten, den Text des Briefes zur Veröffentlichung als Erfahrungsbericht freizugeben; evtl. unter einem Pseudonym. Dem hat er schließlich zugestimmt und uns für das Pseudonym die Buchstaben J. F. vorgeschlagen. *red*

Ich bin froh, daß ich nicht arm bin. Ich sehe arme Familien und einzelne Menschen, die lange Zeit zu kämpfen haben, immer schauen, wie sie die Sozialhilfe kriegen, immer sehen, wie die anderen leben, sie selbst aber nach Geld fragen müssen. Das verbittert und macht hinterlistig. Ich habe da die Erfahrung seit vielen Jahren. Und – um mir ein schlechtes Gewissen zu erleichtern – lasse ich den Armen dann alles, um was sie mich bitten. Z. B. Frisörkosten oder Winterstiefel oder Kauf von einem gescheiterten Schlafzimmer oder eine Ausstattung für eine Schulklassenfahrt, wo die Sozialhilfe nicht einsteigt. Die Leute bitten darum und auch um ständige Unterstützung (das ist ihnen schon schwer genug). Tatsächlich geht dabei mein Gehalt ziemlich weit drauf. Das sind nicht so sehr nackte Überlebenshilfen, sondern Verschönerungen um der Menschenwürde willen. Denn die Brutal-Armut ist wo anders. Darüber kann man viel lesen und auch Almosen geben.

Mit dem Helfen in Einzelfällen wäre auch

politisches Leben und Handeln verbunden. Das habe ich lang genug getan, jetzt weiß ich nicht mehr wie.

Dann ist als Drittes natürlich damit verbunden die Liebe zum Leben, oder zu Gott, dem Leben.

Ich sehe das und zeig das den Leuten: Im Unterricht, im Gespräch, und weil ich es selbst tu. Ich sehe die Geschöpfe Gottes als die Offenbarung Gottes. Die Geschöpfe sind nicht mein mögliches Eigentum, sondern meine mit mir zusammen lebenden Brüder oder Schwestern, sie sind selbst wer, sie kämpfen sich durch und freuen sich des Lebens. Das gilt noch für die scheinbar einfachsten Geschöpfe, wie die Steine und Pflanzen, die Erde und das Land. Nicht ich lebe und sie, sondern wir leben zusammen. Das ist die Herrlichkeit Gottes. Der heilige Franziskus betete so „Mein Gott und alle Dinge“, er schaute die Gegenwart Gottes. Darum konnte er auch mit den Geschöpfen leben und fürchtete das persönliche Eigentum wie die Hölle. Das Besitzen ist gegen die Liebe zu Gott und den Geschöpfen. Und wir nehmen uns eine Menge heraus und versklaven so unsere Brüder. In Wirklichkeit bringen wir sie allerdings nur ins Elend, und wir versklaven uns. (Das ist leicht zu merken, wie Menschen Sportgeräte nötig haben, um sich zu bewegen, wie sie mit dem BMW zum Trimm-Dich fahren und wie sie entzückt im Bauernmuseum herumgehen und die Einfachheit des Lebens bestaunen, aber selbst weiter ihren Schamott aufhäufen.) Unsere gesamte Zivilisation macht den Fehler. – Ein Kneipparzt hat mir in der Jugend einmal geraten, mich kalt zu duschen und zu waschen. Diese einfache Art (nicht einmal eine arme Art) der Körperpflege hat mein ganzes Leben beeindruckt: Ich habe die Freude am Wasser, an der eigenen Haut, an der Frische entdeckt. Und ich habe mich daran erinnert, daß wir in Kriegszeiten nicht über 18 Grad heizen durften. Dies habe ich bei mir eingeführt – mit so einfachen Dingen beginnt man zu leben und sich an den Dingen zu freuen. Das ist noch nicht Armutgeist, sondern Brüderlichkeit, daraus folgend halbwegs ökologisches Leben und Bereitschaft, fast einfach zu leben, das Leben der anderen Geschöpfe mit der Haut zu spüren und mit dem Herzen zu genießen, auch das der Menschen, aller. Die Kleidung wird anders, die Möbel werden

weniger, die Freiheit fängt an zu wachsen. Das machte im großen Stil, nicht so pimpelig wie wir, der heilige Franziskus mit der Liebe zur Frau Armut, und er folgte darin Jesus. Er ging einfach in die Freiheit des Lebens, zusammen mit den Brüdern Geschöpfen und armen Menschen, in das Leben Gottes, des Vaters, ins Reich Gottes. Die Erkenntnis Gottes mitten in uns allen ist die Wurzel der Einfachheit und der Brüderlichkeit. Die Armut selbst, die Entbehrung, das Nicht-Mitkommen, ist nicht anzustreben. Doch das Mitkommen-Lassen um Gottes Willen (ich könnte auch sagen, „um des Lebens willen“) ist erstrebenswert, es ist eben das Leben, es ist „Gott“ selbst, in dem wir leben, uns bewegen und sind. Das müssen wir nicht immer auch spüren. Obwohl: Das Evangelium ist: Uns Gott merken zu lassen. Die Brüderlichkeit (von innen heraus mit allen Geschöpfen, auch mit dem Gottessohn selbst) ist die Folge dieser Erkenntnis des wahren Lebens. Daß wir dann hergeben, das Leben unterstützen, ist selbstverständlich. Eigentlich versuche ich hier, Gott Selbst zu beschreiben, und das geht nicht.

Aber das Leben der Armen in ihrem Plunder, schlechtem Geruch und Ausgestoßensein, dem ständigen Geldmangel oder der ständigen Berechnung ist schlimm; es muß von ihnen überwunden werden. Und das, was sie uns in den Missionszeitungen berichten, kann uns freilich zum Handeln bringen. Doch auch die größten Almosen sind nur Abfälle von unserer Ungerechtigkeit. Und sie helfen uns selbst nicht, wenn wir nicht innerlich ökologisch, brüderlich, gemeinschaftlich, das eine Leben lebend werden und so Gottes Leben in uns lieben, mit Gott auch mental eins werden. Er ist schon lange mit uns eins. Wir sind sein Leben.

Im übrigen: Wir können gar nicht arm sein, solange wir eine Pensionsberechtigung haben, in festen Häusern wohnen und eine gewisse literarische, musikalische, kulinarische Kultur haben. Wir können jedoch einfach und brüderlich leben.

Die Geschöpfe und die Menschen glauben uns unsere Brüderlichkeit, sie leben auch gern mit uns, sie können nicht anders (so „leuchtet unser Licht vor den Menschen, und sie preisen den Vater im Himmel“, nämlich den, der das Leben ist: Sie erkennen das Zusammengehören, wenigstens gefühlsmäßig).

So erkennen sie den Sinn des Lebens, nämlich miteinander da zu sein. Und mit Glück erkennen wir auch die Solidarität, die die Armen untereinander haben. Ich habe sie jedenfalls schon gemerkt und hatte das Glück, einbezogen zu werden. Freilich war da mein menschlicher Status erheblich höher als mein bürgerlicher, so kam ich da hinein. Wiederum: Der heilige Franziskus konnte sich auch diese Voraussetzungen schaffen. Er hatte die Frömmigkeit und das Glück dazu.

John P. McNamee

Die Unmöglichkeit meines Lebens

Das Folgende sind einige von Günter Biemer übersetzte Auszüge aus John P. McNamees Buch „Diary of a City priest, Sheed and Ward“, Kansas City 1993, S. 112, 116 und 37. Ein Pfarrer in einem völlig verwahrlosten und tristen Großstadtviertel (. . .) schildert in Form eines Tagebuches sein Leben und seelsorgliches Wirken. Die größte Belastung war und ist für ihn die starre Haltung der Kirchenleitung, die einfach die Realität des heutigen Lebens und auch des Glaubens der Menschen nicht zur Kenntnis nimmt. Aber auch der Alltag mit all seinen hektischen Belastungen führt dazu, daß der Autor von der Unmöglichkeit seines Lebens spricht – ohne zu meinen, daß es anderen besser gehe. red

Jedes Jahr dieses Furore nach der Priesterweihe. Fünfzehn Neugeweihte dieses Jahr, was natürlich beweist, daß die konservative, sogar reaktionäre Aushalteformel gerechtfertigt ist: Alles werde nach dem Wahnsinn der letzten Jahre des Jahrhunderts zum Normalen zurückkehren.

Solange genug Leute die Kirche für einige Sonntagsmessen bevölkern, wird die Illusion aufrechterhalten. Keine Sorge, die größere Welt der Entfremdung zur Kenntnis zu nehmen, der Säkularisierten, derer, die nicht oder nicht mehr glauben können. Die Entfremdung ist ihr eigener Fehler. Der Impuls, hinauszugehen an die „Hochstraßen und Seitenstraßen und sie aufzufordern hereinzukommen“ zum Hoch-